

Vom Stadtplan zum Essbesteck : Kleinteiliges und Grossmassstäbliches

Autor(en): **Wieser, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **95 (2008)**

Heft 6: **Grösse und Massstab = Taille et échelle = Size and scale**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-130816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Stadtplan zum Essbesteck

Kleinteiliges und Grossmassstäbliches

Christoph Wieser Die Vorliebe für grossmassstäbliche oder kleinteilige Architektur wechselt sich zyklisch ab. Eine Konstante jedoch bildet die Suche danach, wie zwischen dem Grossen und Kleinen vermittelt werden kann, damit der Mensch im Zentrum bleibt.

¹ Rudolf Arnheim, Die Dynamik der architektonischen Form, Köln: DuMont 1980, S. 132.
² «Le Lignon» (1962–71) gehört zu den grössten einheitlich geplanten Siedlungen in der Schweiz. Architekten: Georges Addor, Jacques Bolliger, Dominique Julliard, Louis Payot, Willy Rutz, Werner Wetz.

Es fällt auf, dass die Neubauten in den letzten Jahren grösser geworden sind. Und: in ihrer Anmutung härter, teilweise gröber. Schlägt man die Bedeutung von «gross» nach, erhält diese Beobachtung eine etymologische Erklärung, bedeutete das Wort doch ursprünglich «grob gemahlen». Die Gleichung gross = grob greift dennoch zu kurz; kleine Bauten sind auch nicht von Natur aus feingliedrig.

Zwischen der Grösse eines Gebäudes und seiner Körnigkeit besteht aber ein Zusammenhang. Kleine Bauten gehorchen andern Gesetzen als grosse oder sehr grosse, sei dies auf technischer oder visueller Ebene: Es gibt konstruktive Grenzen, die, beispielsweise was die Gebäudehöhe oder die stützenfreie Überspannung eines Raumes betrifft, nur mit überproportionalem Aufwand verschoben werden können. Ähnliches gilt für die Erscheinung von Bauten. Rudolf Arnheim schrieb dazu: «Mit zunehmender Grösse wirkt die architektonische Hülle schwächer, auch wenn ihre Dimensionen proportional mitwachsen. Die Mauern eines grösseren Raumes scheinen dünner auszusehen; sie erfüllen ihre Funktion, den Raum nach aussen abzuschirmen, weniger überzeugend, weil ihre spezifische Anschauungsdichte mit zunehmender Grösse abnimmt.»¹

In dieser Beobachtung scheint ein urarchitektonisches Thema auf: Der Unterschied zwischen gemessener und empfundener Grösse. Er verweist darauf, dass die Gebäudedimensionen zwar in Zahlen exakt erfassbar sind, ihre Grösse aber relativ erscheint. Einen richtigen oder falschen Massstab gibt es in den allermeisten Fällen nicht, wohl aber sehr unterschiedliche Sichtweisen, was in der jeweiligen Situation erstrebenswert oder angemessen ist. Diesen Schluss legt eine Betrachtung der

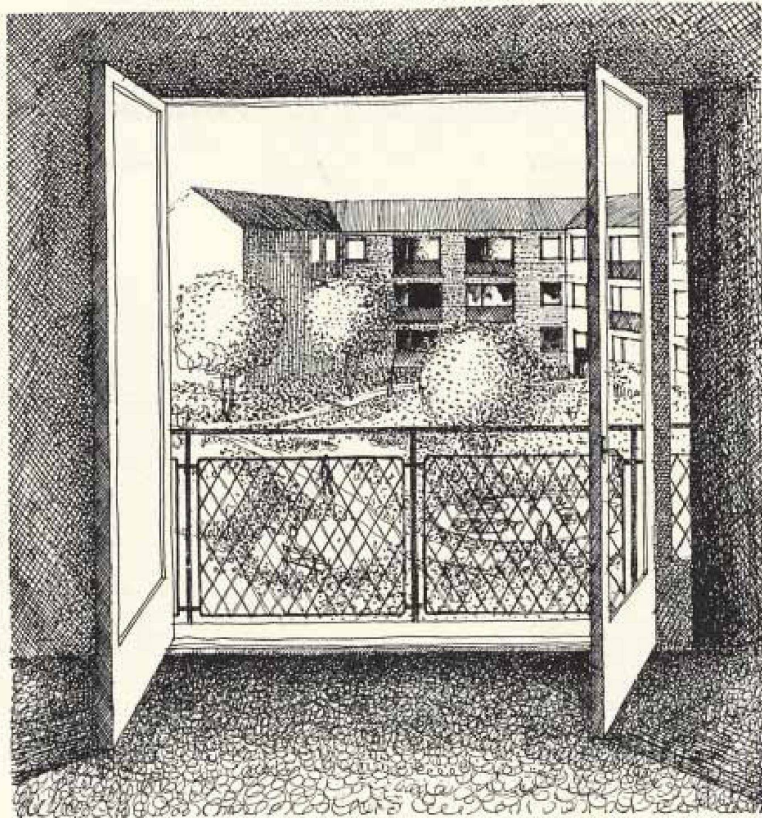
letzten 100 Jahre nahe, die zeigen, wie sich Vorlieben für Kleines und Grosses respektive Kleinteiliges und Grossmassstäbliches zyklisch abwechselten.

Vom Kleinteiligen zum Grossmassstäblichen und vice versa

In der Schweiz lassen sich folgende Phasen unterscheiden: Auf den Neubeginn der Moderne, die reine Flächen und klare Kuben anstrebte, folgte in den späten 1930er Jahren ein Rückzug ins Kleinteilige und Vielgliedrige. In den 50er Jahren gaben sich die Bauten wieder grosszügiger. Noch grösser und grossflächiger strukturiert waren sie im folgenden Jahrzehnt; Grösse wurde regelrecht zelebriert, wie die Siedlung «Le Lignon» in Genf (1971 fertiggestellt) mit ihren 2700 Wohnungen exemplarisch zeigt². Ende der 70er Jahre schwang das Pendel erneut in die andere Richtung, wobei die Volumina nicht immer kleiner, aber kleinmassstäblicher behandelt wurden – man denke etwa an die Wohnüberbauung «Manessehof» in Zürich (1977–84) von Ueli Marbach und Arthur Rüegg. Die 90er Jahre schliesslich waren geprägt von einer Vorliebe für möglichst einfache, abstrakt wirkende Baukörper. Die Tendenz zur Grossmassstäblichkeit hält weiter an; das erneute Aufkommen des Ornaments und anderer Mittel zur Strukturierung von Oberflächen weist jedoch darauf hin, dass wieder vermehrt Wege zur Vermittlung zwischen dem Grossen und Kleinen gesucht werden.

Als zuverlässiger Gradmesser für den jeweiligen Stand der Entwicklung kann die durchschnittliche Fenstergrösse genommen werden: Je nach Phase reicht sie von klein und sprossenunterteilt bis riesig ohne Teilung. Die Gründe für das stete Auf und Ab sind nicht nur architektonischer Art. Auffällig etwa ist die Parallele zur

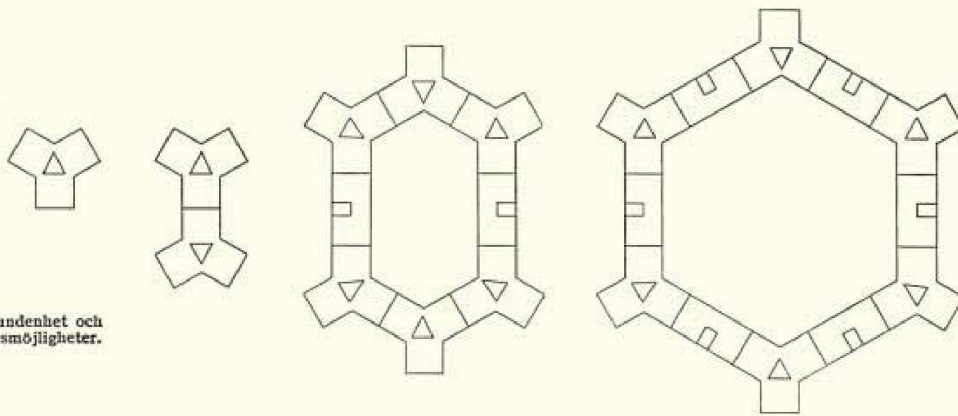
Bild rechts: Sven Backström und Leif Reinius, Sternhaus als Grundelement und einige Variationsmöglichkeiten, 1945.
Bild aus: Byggmästaren 1945



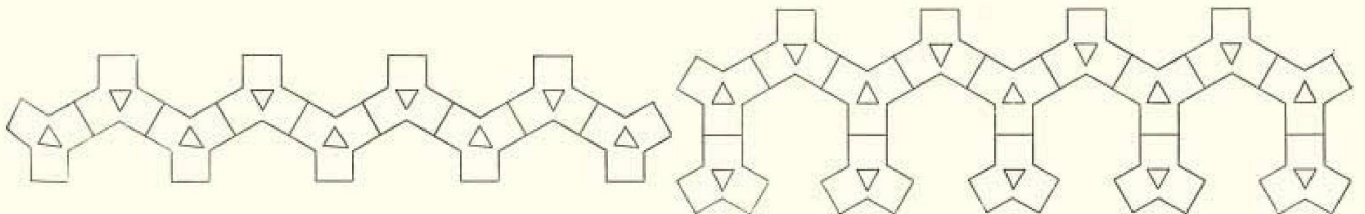
NYA SMALHUS

*Försök till nya stadsplanlösningar
med smalhuset som utgångspunkt*

Arkitekter SAR Sven Backström och Leif Reinius



Stjärnhusets grundenhet och
några variationsmöjligheter.
Skala 1 : 1 600.





Arbeitsgemeinschaft für das Kantonsspitalprojekt Zürich, Polykliniktrakt 1945.
Bild aus: Werk 11 | 1945



Grosssiedlung Le Lignon in Genf 1971, abgebildet in: Rolf Keller, Bauen als Umweltzerstörung, Zürich 1973.



Ueli Marbach und Arthur Rüegg, Wohnüberbauung Manessehof, Zürich 1977–84.
Bild: Heinrich Helfenstein

konjunkturellen Lage, die auf die Befindlichkeit einer Gesellschaft grossen Einfluss ausübt. So ist zu beobachten, dass grosse und grossmassstäbliche Bauten in Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs vorherrschen, während Krisen tendenziell zu einem Rückzug ins Kleinteilige beitragen. Auf das 20. Jahrhundert angewandt heisst das: Auf die kurze wirtschaftliche Blüte der 20er Jahre folgte die Weltwirtschaftskrise und der Zweite Weltkrieg, der hierzulande dazu führte, dass auch Grossbauten, wie Max Frisch mit Blick auf den Kantonsspital Zürich bemerkte, aussehen, als seien sie «mit der Laubsäge gebastelt»³. Die Hochkonjunktur widerspiegelt sich in den grossmassstäblichen Planungen und Bauten der 50er und 60er Jahre, die in den 70er Jahren heftig kritisiert wurden – zur Erinnerung: Im Jahr der Ölkrise erschien Rolf Kellers Pamphlet «Bauen als Umweltzerstörung»⁴ und fand grosses Echo. Heute aktuelle Themen wie die Verdichtung nach innen, die Umwidmung ehemaliger Industrieareale oder die Wiederkehr der Hochhauseuphorie führen erneut zu einer Veränderung im massstäblichen Denken. Und wie die laufenden Planungen für verschiedene städtebauliche Entwicklungsgebiete zeigen, finden Architekten und Planer zur Zeit zweifellos Gefallen daran, grosse Bauten zu entwerfen, deren Grösse sie nicht relativieren, sondern selbstbewusst zur Schau stellen: etwa in Zürich-Affoltern⁵. Weit weg scheint da die ebenso harsche wie berechtigte Kritik der 70er Jahre, die sich an architektonischen und sozialen Missständen in Grosssiedlungen entzündet hatte. Schiere Grösse kann ein Problem sein. Entscheidender jedoch ist, wie grosse Dimensionen architektonisch bewältigt werden, ob Anstrengungen unternommen werden, einen menschlichen Massstab einzuführen oder ob man sich darin gefällt, in das «ungeheure Reich des «Aussermenschlichen»⁶ vorzudringen, wie Sigfried Giedion anhand der neuartigen Möglichkeiten, die Glas, Eisen und Eisenbeton bereit halten, 1929 formuliert hatte.

Menschlicher Massstab

Der Begriff des menschlichen Massstabs eignet sich gut, über den Zusammenhang zwischen absoluten Grössen und relativen Verhältnissen nachzudenken. Dass sich die Dimensionen von Räumen auf den Menschen beziehen sollen, leuchtet sofort ein. Es ist aber nicht so, dass Bau-

ten genetisch bedingte Konstrukte wären, die nur so und nicht anders realisiert werden können. Wohl gibt es Bauteile, wie etwa Treppen, deren Stufenhöhen sinnvollerweise direkt von den menschlichen Massen abgeleitet werden und nur einen kleinen Spielraum zulassen. Aber schon über die Mindestmasse von Raum- oder Türhöhen gibt es keinen Konsens mehr. Hans Paul Bahrt hat aus diesen Beobachtungen den Schluss gezogen, dass das Wesen eines auf den Menschen bezogenen Raumes gerade darin bestehe, dass er sich nicht direkt von dessen Massen ableiten lasse: «Der Mensch wird nicht Teil des von ihm geschaffenen Raumes. Und der Raum ist nicht die einfache Verlängerung seines Ich. Der Mensch hat das Bedürfnis dem Raum (auch dem von ihm geschaffenen Raum) frei gegenüber zu treten, ihn gelegentlich zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. [...] Nur ein Raum (ein Zimmer, eine Wohnung, ein Gebäudekomplex, ein Quartier, eine Stadt), den der Mensch sich aneignet, indem er ihm gegenübertritt, vor dem und in dem er sich frei bewegt, den er in seiner Bestimmtheit im Unterschied zu anderen nicht präsenten Räumlichkeiten wahrnimmt und versteht, von dem er weiss, dass er auch anders sein könnte, und in dem er sich unterschiedlich verhalten kann, zu dem er auch Distanz halten kann, ist ein menschlicher Raum.»⁷

Dieser von den Bedürfnissen ausgehenden Auffassung, die die Souveränität des Menschen gegenüber seinen eigenen Schöpfungen betont, steht die weit zurückreichende Tradition der anthropomorphen Architektur gegenüber. Diese besteht nicht nur darin, die Gebäudegestalt oder einzelne Teile in Anlehnung an den menschlichen Körper zu proportionieren – ein oft zitiertes Beispiel dafür sind die Säulen⁸ –, sondern konkret auch in der Verwendung von Längenmassen, die vom Menschen abgeleitet sind. Die Ersetzung von «Fuss», «Schritt», «Elle» und «Spanne»⁹ durch die Einführung des Metermasses im Anschluss an die französische Revolution waren ein erster Schritt hin zu einem vom Menschen losgelösten Masssystem. Seit 1983 ist der Meter gar eine absolute Grösse, definiert über eine physikalische Konstante, die sich weder räumlich noch zeitlich ändert.¹⁰

Gemäss Le Corbusier ging mit der Abkoppelung des Masssystems vom Menschen eine Verrenkung und Verderbung der Architektur einher, wie er in der Einleitung

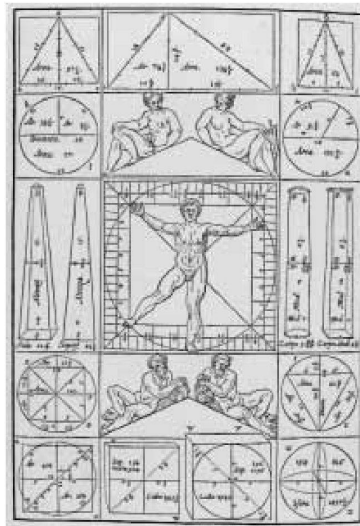


Bild links: Vincenzo Scamozzi, Proportionsstudien aus seinem Buch: *L'idea della architettura universale*, Venedig 1615.
Bild aus: *Architekturtheorie*, Köln 2003.
Bild rechts: Le Corbusier am Tag der Einweihung der *Unité d'habitation* in Marseille, seinem ersten, auf dem Modulor basierenden Bau. – Bild: Lucien Hervé

des «Modulor» schreibt.¹¹ Dem ist natürlich nicht so: Ob eine Architektur auf den Menschen bezogen ist, hängt nicht vom verwendeten Masssystem, sondern den gewählten Dimensionen ab. Dennoch ist der Versuch von Le Corbusier beachtenswert, die Fuss-Zoll Architektur der angelsächsischen Länder mit derjenigen der «Metriker» über ein allgemein gültiges System zu versöhnen, das sich erst noch am Goldenen Schnitt orientiert, dem Inbegriff harmonischer Proportionierung. Die Genese des Modulors zeigt aber auch deutlich, wie schnell der Mensch dem System angepasst werden soll und nicht umgekehrt: Ursprünglich ging Le Corbusier von einem 175 cm grossen Menschen aus. Da dieses Mass in Fuss-Zoll umgerechnet keine «schönen», ganzzahligen Verhältnisse ergab, legte er seinen beiden Massreihen des Modulor schliesslich eine Grösse von 183 cm zugrunde. Und siehe da: «Zu unserer grossen Freude lassen sich die Grade eines neuen «Modulor» auf der Basis eines sechs Fuss grossen Menschen bei allen Massreihen in volle Ziffern des Fuss-Zolls übertragen!»¹²

Das Kleine im Grossen

Der Modulor ist auch deshalb interessant, weil er versucht, Architektur als etwas Zusammenhängendes zu begreifen. Als System, das vom Kleinsten bis zum Grössten von einem gemeinsamen Atem durchdrungen wird. Am augenfälligsten zeigt sich dieser Ansatz beim Bauen

³ Max Frisch, «Cum grano salis», in: *Werk*, 10–1953, S. 326.

⁴ Rolf Keller, *Bauen als Umweltzerstörung*, Zürich: Verlag für Architektur Artemis 1973.

⁵ Vgl. Wettbewerb «Ruggächen», in: *Werk*, bauen + wohnen 4|2007, S. 54.

⁶ Sigfried Giedion, «Architekt und Konstruktion» (1930), zitiert nach: Dorothee Huber (Hrsg.), *Sigfried Giedion Wege in die Öffentlichkeit*, Zürich: gta/Ammann 1987, S. 110.

⁷ Hans Paul Bahrt, in: Vittorio Magnago Lampugnani, *Massstäblichkeit von Architektur und Stadt*, Marburg: Jonas Verlag für Kunst und Literatur 1980, S. 8 (schriftliche Fassung eines Referats).

⁸ So soll gemäss Vitruv die dorische Säule dem sechs Fuss grossen männlichen Körper entsprechen, der Durchmesser der Säule im Verhältnis zur Höhe deshalb 1:6 betragen. Vgl.: Hanno-Walter Kruft, *Geschichte der Architekturtheorie*, München: C. H. Beck, 4. Auflage 1995, S. 29.

⁹ Paul von Naredi-Rainer, *Architektur und Harmonie*, DuMont 1982, S. 91.

¹⁰ In der heutigen Definition entspricht ein Meter nicht mehr dem 10-millionsten Teil des Erdquadranten auf dem Meridian von Paris, sondern der Strecke, die das Licht im Vakuum in einer Zeit von 1/299.792.458 Sekunde zurücklegt. Vgl.:

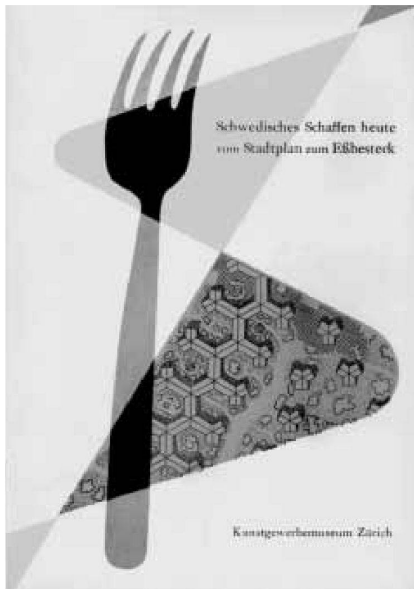
<http://de.wikipedia.org/wiki/Meter>.

¹¹ Le Corbusier, *Der Modulor*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 2. Auflage 1953, S. 20.

¹² Le Corbusier 1953, S. 56.



Sven Backström und Leif Reinius, Siedlung Akterspegeln in Gröndal bei Stockholm 1946. – Bild aus: Werk 1|1949
Bild rechte Seite: Walter Mair



Ausstellung vom 9. Juni bis 21. August 1949. – Bild aus: Zürich, Kunstgewerbemuseum (Wegleitung 177) 1949.

mit Backstein: Ausgehend vom handlichen Modul entsteht eine Mauer, ein Raum, ein Gebäude, eine Stadt. Fritz Schumacher schrieb über die Rolle der Fuge im Mauerwerk: «Das alles überziehende Maschennetz der Fuge gibt aber der Fläche nicht nur ganz im allgemeinen Ton und Leben, sondern es prägt der Fläche auch einen scharf ausgesprochenen Massstab auf und bringt sie dadurch in unmittelbare Beziehung zum Vorstellungsvermögen des Menschen. Er hat einen Anhaltspunkt für alles unbewusste Abschätzen, das bei der Wirkung eines Bauwerkes stets eine ausserordentlich wichtige Rolle spielt.»¹³

Das Thema des In-Beziehung-Setzens kleiner und grosser Einheiten in Relation zum Menschen, die Verbindung des Mikro- und Makromassstabes, Überlegungen dazu, wie von der Wohnung ausgehend Siedlungen und ganze Quartiere beschaffen sein sollen, damit sich deren Bewohner wohl fühlen: Solche Fragen waren Ende der 40er Jahre angesichts des anstehenden Wiederaufbaus in Europa besonders drängend. Insofern passt es, dass der Modulor als Instrument, der die verschiedensten Massstabebenen zu verbinden sucht und den Menschen ins Zentrum stellt, just 1948 erstmals erschien – auch wenn das in Bezug auf Le Corbusiers Biografie wohl ein Zufall ist¹⁴. Seit anfangs der 30er Jahre begannen Architekten und Theoretiker darüber nachzudenken, wie die moderne Architektur wieder näher an den Menschen herangeführt werden könnte, nachdem in den 20er Jahren auf der Suche nach dem Neuen Menschen die Maschine Referenz- und Angelpunkt gewesen war. Der Ruf nach einer Vermenschlichung der Architektur wurde laut, zum Schlagwort des Jahrzehnts. Erneut sollte der «ganze Mensch» (Peter Meyer) und nicht nur dessen rationale Seite berücksichtigt werden.¹⁵

Bauen im menschlichen Massstab beinhaltet bis heute einen gedanklichen und formalen Anspruch, der auf eine organische Gesamtheit ausgerichtet ist. Alvar Aalto forderte deshalb: «Auch das kleinste Detail kann in ausschlaggebender Weise auf das Ganze einwirken – daher ist die Arbeit des Architekten, von Regional- und Stadtplänen zu Gärten, Häusern und Einrichtungen, ein unteilbares Ganzes, das von einer Person beherrscht werden muss – es mag noch so schwer sein.» Das Zitat stammt aus dem einleitenden Text zur Ausstellung «Schwedisches Schaffen heute – Vom Stadtplan zum Essbesteck»,



die 1949 in Zürich gezeigt wurde.¹⁶ Die Schau beinhaltete vom Kunsthandwerk bis zur Architektur die herausragendsten Leistungen desjenigen Landes, das neben der Schweiz in den ersten Nachkriegsjahren gleichermaßen vorbildhaft wirkte.¹⁷

Symbolisch für den umfassenden Anspruch zeigt das Titelbild der Wegleitung eine Gabel und eine Serviette, auf die ein Ausschnitt der Siedlung «Akterspegeln» in Gröndal bei Stockholm gedruckt ist. Sven Backström und Leif Reinius entwickelten 1945 diesen sternförmigen – in den folgenden Jahren mehrfach kopierten¹⁸ – Haustyp, der sowohl freistehend, als auch in verschiedensten Varianten zu Clustern zusammengefügt werden konnte.¹⁹ In Örebro bauten sie einige Jahre später tatsächlich eine Grosssiedlung mit knapp 1300 Wohnungen, die auf diesem Prinzip basiert. Die beiden dreistöckigen Mäander umschliessen ausgedehnte Grünflächen, und es ist verblüffend, wie anders ihre Wirkung

im Vergleich zur kleinräumigen Siedlung in Gröndal ist. Hier wird einmal mehr deutlich, dass die Frage von Grösse und Massstab nicht isoliert betrachtet werden kann, sondern immer vom Umfeld abhängig ist. Sei es, dass Bauteile zueinander in Beziehung gesetzt werden, zum ganzen Gebäude, zum Menschen, zur Stadt oder der Landschaft. Und kaum kommt ein Neubau dazu oder werden bei einer Sanierung kleinteilige Fenster durch ungeteilte ersetzt, verschieben sich die Verhältnisse erneut. ■

résumé Du plan de ville aux couverts Petite et grande échelle Nous pouvons appréhender de manière exacte les dimensions d'un bâtiment, mais sa taille est une donnée relative. Il n'existe pas de réponse univoque à la question de la bonne échelle. Il n'y a pas de juste ou de faux, mais bien des points de vue différents sur ce qui est approprié. La préfé-

¹³ Fritz Schumacher, Das Wesen des Neuzeitlichen Backsteinbaues, München: Callwey 1920 (Reprint 1985), S. 19.

¹⁴ Im Kapitel «Chronologie» erzählt Le Corbusier, wie er sich dem Thema angenähert hat. Vgl.: Le Corbusier 1953, S. 23ff.

¹⁵ Peter Meyer, «Technik und Architektur», in: Schweizerische Bauzeitung, Bd. 106, 1935, S. 292.

¹⁶ «Schwedisches Schaffen heute – Vom Stadtplan zum Essbesteck», Ausstellung vom 9. Juni bis 21. August 1949 im Kunstgewerbemuseum Zürich. Dazu erschien die Wegleitung 177. Das Zitat von Alvar Aalto findet sich auf S. 10.

¹⁷ Die Beziehung Schweiz-Schweden von 1930–1950 ist Teil eines Buches von Christoph Wieser, das im Winter/Frühling 2008/2009 im Quart Verlag Luzern erscheinen wird.

¹⁸ Etwa A. H. Steiners Wohnhochhäuser am Letziggraben in Zürich (1952).

¹⁹ Sven Backström und Leif Reinius, Nya smalhus, in: Byggmästaren 1945, S. 187–190.



Sven Backström und Leif Reinius, Siedlung Rosta in Örebro 1952. – Bild oben aus: Schweden. Architektur im 20. Jahrhundert, München 1998; Bild rechte Seite: Walter Mair

rence pour la grande ou la petite échelle alterne de manière cyclique comme le montre, à titre d'exemple, la Suisse de ces 100 dernières années. La taille des fenêtres opère comme indicateur d'échelle; selon la phase, elles sont petites et fractionnées ou, au contraire, immenses et sans partitions comme aujourd'hui où les nouvelles constructions apparaissent souvent grandes et dures. La question de la médiation entre grande et petite échelle est à l'ordre du jour si l'on veut que l'homme reste au centre. La tradition d'une architecture anthropomorphe comprend non seulement le traitement du bâtiment ou de différentes parties proportionnées en fonction du corps humain, mais aussi l'utilisation de mesures qui sont dérivées de l'homme. L'introduction de l'échelle métrique affranchit le système de mesure de l'homme. Selon Le Corbusier, il en découlait une « contorsion » de l'architecture comme il l'écrivit dans le Modulor. Cela n'est pas exact: le rapport d'un bâtiment à l'homme ne dépend pas du système de mesure employé, mais des dimensions retenues. Le Modulor est néanmoins intéress-

sant dans la mesure où il essaye d'appréhender l'architecture comme une entité cohérente animée d'un même souffle de la plus petite à la plus grande échelle. Construire à l'échelle humaine est ainsi une exigence conceptuelle et formelle orientée vers un tout organique. ■

summary From City Plan to Cutlery

Small parts and large scale The dimensions of buildings can be precisely measured in numbers, but their size appears relative. There is no unequivocal answer to the question of the right scale. Indeed, there is no right or wrong but there are certainly different viewpoints about what is appropriate. The preference for the large- or the small-scale changes cyclically, as can be seen by reviewing the last 100 years in Switzerland, as representative for the situation elsewhere. Windows offer an indicator; according to the particular phase they are small and subdivided or large and made as a single piece – which is the situation today, where new buildings are often large and appear hard.

Consequently, the question how to mediate between the large and the small so that man remains at the centre becomes all the more topical. The tradition of anthropomorphic architecture not only includes basing the proportions used for the form of the building or individual parts of it on the human body, it also involves using units of length that are derived from the human being.

The introduction of the metre divorced the system of measurement from the human body. According to Le Corbusier this led to a "dislocation" of architecture, as he describes in the Modulor. But this is not the case: whether a building relates to the human being does not depend on the system of measurement used, but on the dimensions chosen. Nonetheless, the Modulor is interesting, as it attempts to understand architecture as something comprehensive, something infused with the same breath, from the smallest to the largest part. Building at a human scale is therefore an intellectual and formal aspiration that aims at achieving an organic wholeness. ■

